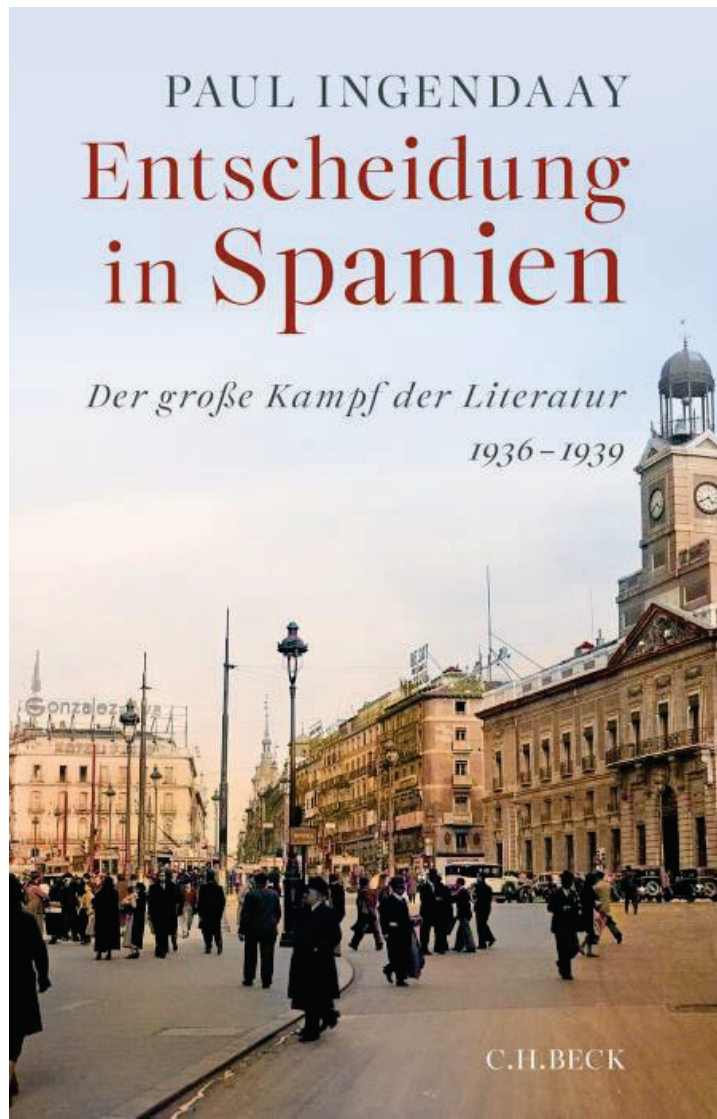


Unverkäufliche Leseprobe



Paul Ingendaay

Entscheidung in Spanien

Der große Kampf der Literatur 1936-1939

2026. 352 S., mit 23 Abbildungen und 2 Karten

978-3-406-84363-1

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/39976653>

© Verlag C.H.Beck GmbH Co. KG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

PAUL INGENDAAY

Entscheidung in Spanien

PAUL INGENDAAY

Entscheidung in Spanien

Der große Kampf der Literatur
1936–1939

C.H.BECK

Für meine Mutter

Mit 23 Abbildungen
Karten Vor- und Nachsatz © Peter Palm

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Geviert, Michaela Kneißl
Umschlagabbildung: Madrid, Puerta del Sol, Juli 1936 (nachträglich koloriert)

© picture alliance/ASSOCIATED PRESS

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 84363 1



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

Inhalt

	Vorspann	7
	Prolog	9
Eins	1936	17
Zwei	1937	143
Drei	1938	257
Vier	1939	289
	Epilog	311
	Abspann.	313
	Dank	317
	Anmerkungen	319
	Literaturverzeichnis	338
	Bildnachweis	347
	Personenregister	348



Pablo Picassos großformatiges Ölgemälde *Guernica* reagiert auf die verheerende Bombardierung des baskischen Städtchens durch die deutsche Luftwaffe am 26. April 1937. In einem Grußwort an den American Artists' Congress vom Dezember 1937 erklärt der Künstler:

«Es ist mein Wunsch, Sie daran zu erinnern, dass ich stets davon überzeugt war und noch immer davon überzeugt bin, dass ein Künstler, der mit geistigen Werten lebt und umgeht, angesichts eines Konflikts, in dem die höchsten Werte der Humanität und Zivilisation auf dem Spiel stehen, sich nicht gleichgültig verhalten kann.»

VORSPANN

DER SPANISCHE BÜRGERKRIEG begann am 17. Juli 1936 und endete am 1. April 1939. Aber er ist alles andere als ein ferner Krieg. Unzählige Bücher, Filme und Graphic Novels erzählen von seinen wichtigsten Episoden, sei es der Einsatz der Frauenmilizen, die Bombardierung des Städtchens Guernica durch die deutsche Luftwaffe oder die heroische Verteidigung von Madrid durch Bataillone von Kellnern und Friseuren. Selten geht es dabei um den militärischen Verlauf des Krieges, der als Putsch begann, eine soziale Revolution auslöste und in eine fast vierzig Jahre währende Diktatur mündete. Sondern um die großen Emotionen der Republikaner: Kampfgeist, Opferbereitschaft und Idealismus.

Die Schwarz-Weiß-Bilder, die davon erzählen, gehören zu den fotografischen Ikonen des 20. Jahrhunderts. Wie kein anderer Konflikt hat der Spanische Bürgerkrieg unsere Vorstellung von der heroischen Niederlage geprägt. Und er gehört zu den wenigen Kriegen, deren Geschichte die Verlierer geschrieben haben: als Gegengeschichte zu einem Aufstand rechter Generäle, die das Leid eines ganzen Landes in Kauf nahmen.

Gerda Taro, die mutige deutsche Fotoreporterin, die mit 26 Jahren an der Front starb, ist ein Beispiel dafür. Auch George Orwell, der in Spanien die Abgründe des Totalitarismus entdeckte. Ernest Hemingway, der mit *Wem die Stunde schlägt* einen der populärsten Romane der Moderne schrieb. Martha Gellhorn, Autorin mitreißender Kriegsreportagen aus dem bombardierten Madrid. Robert Capa, der mit dem «Gefallenen Soldaten» das berühmteste Kriegsfoto der Geschichte schoss. Arthur Koestler in der Todeszelle von Sevilla. Oder Pablo Picasso, der mit *Guernica* das bedeutendste Gemälde des 20. Jahrhunderts schuf. Und die vielen Frauen und Männer des Exils, die nach der spanischen Katastrophe in Südfrankreich interniert wurden, in Hitlers Lager gerieten oder den Rest ihres Lebens entwurzelt in der Fremde verbringen mussten.

Weil sie vor allem als Ursache und Zerstörungsenergie gewirkt hat, spielt die Geschichte der Sieger in diesem Buch keine große Rolle. Francisco Franco schuf nach seinem Sieg 1939 eine Diktatur, die autoritäre Herrschaft mit äußerster Rachsucht verband. Und weil sein repressives politisches Projekt sich im Machterhalt erschöpfte, gestützt auf pompöse Feiern und die Phrasen des Nationalkatholizismus, fiel es mit dem Tod des Diktators 1975 rasch in sich zusammen. Heute ist vom Franquismus als Idee nichts mehr übrig, wenngleich neurechte Bewegungen wie die Vox-Partei seine Embleme und Schlagworte wieder ausgegraben haben. Sein physisches Erbe beschäftigt Spanien aber noch immer: Über das ganze Land verteilt, liegen in Massengräbern Tausende Tote, die auf ihre Exhumierung und Identifizierung warten. Der Schmerz unzähliger spanischer Familien ist noch lebendig.

Die Zweite Spanische Republik, die Franco und seine Helfer vernichtet haben, wird noch heute, ihren Defiziten zum Trotz, als unerfülltes Versprechen betrauert: ein Versprechen auf stärkere demokratische Teilhabe, Gleichheit von Frauen und Männern, Modernisierung und soziale Gerechtigkeit. Deswegen verwundert es nicht, dass der Kampf um die Verfassung von 1931 und gegen den heraufziehenden Faschismus der Dreißigerjahre unzählige Menschen nach Spanien lockte. Für die Verteidigung dieses Landes zu kämpfen war *the last great cause*. Eine internationale Solidarität wie damals hatte es in der Geschichte noch nie gegeben – nachzulesen nicht nur bei Orwell und Hemingway, sondern auch bei Egon Erwin Kisch, Simone Weil, bei Heinrich und Thomas Mann. Ihre politischen Spuren sind bis heute sichtbar.

Die Teilnehmer an diesem Krieg kamen aus sechzig Ländern der Erde. Es waren Künstler, Dichter, Intellektuelle, Emigranten, Verfolgte, Idealisten und Abenteurer, es waren Helfer und Krankenschwestern, Reporterinnen und Fotografen. Manchmal mit der Waffe, manchmal ohne verteidigten sie in einem fremden Land die Demokratie.

Wen und was sie genau verteidigten, war ihnen dabei nicht immer klar. Einige starben, andere wurden verraten und desillusioniert. Doch viele von ihnen bezeichneten die Entscheidung, nach Spanien zu gehen, als wichtigsten Schritt ihres Lebens. Dieses Buch erzählt ihre Geschichte.

PROLOG

An der spanischen Front, Juli 1938

Thomas Manns Kinder
und der antifaschistische Kampf

Freunde haben ihnen heftig davon abgeraten, nach Spanien zu reisen. Seit zwei Jahren herrscht Bürgerkrieg, und das Land ist in zwei Machtzonen zerschnitten. Es hat schon viele Tausend Tote gegeben und eine Brutalisierung, von der sich junge Deutsche keinen Begriff machen können. Unvorstellbare Grausamkeiten wurden begangen, Massenerschießungen auf beiden Seiten.

«Ihr kommt zu spät, es ist fast alles verloren!»

Das sagen ihnen Menschen, die es gut mit ihnen meinen.

«Ihr werdet nur Auflösung und Chaos vorfinden!»

Doch Erika Mann, 32 Jahre alt, und ihr Bruder Klaus, 31, können sich nicht damit zufriedengeben. Die ältesten Kinder des Schriftstellers Thomas Mann, der im Begriff ist, die Schweiz zu verlassen und ins amerikanische Exil zu gehen, wollen den Spanischen Bürgerkrieg mit eigenen Augen sehen. Als Europäer und Antifaschisten sind sie es sich schuldig, ihre Loyalität mit der Spanischen Republik zu zeigen. Sie glauben, dass ihre Freunde den Mut verloren haben. Für ihr eigenes Leben, finden sie, ist das nicht hinnehmbar. «Erstaunlich groß ist der Unterschied zwischen wissen und kennen», schreiben sie später, «zwischen lernen und erleben, zwischen ›jahrelang sehr, sehr viel darüber gelesen haben‹ und ›einmal drei Wochen lang dort gewesen sein‹.»¹

Also nehmen Erika und Klaus Mann, eng verbunden wie Zwillinge, die Einladung europäischer Zeitungen an. Ausgestattet mit den nötigen Papieren, treten sie am 24. Juni 1938 ihre gefährliche Reise an. An den

katalanischen Pyrenäen überqueren sie die französisch-spanische Grenze. Und schon dort wird ihnen klar, «wie sehr die entmutigten Freunde sich irren». In den spanischen Gesichtern entdecken sie «selbstbewusste Gelassenheit». Ausgeschlossen, dass sich diese Haltung fingieren lässt, so tritt nur auf, wer sich seiner Sache sicher ist. «Man beobachtet wohl am wachsamsten und am schärfsten, wenn man mit dem ganzen Herzen beteiligt ist», schreibt Klaus im allerersten der Artikel, die wenige Wochen später als Sommerserie im deutschen Exilblatt *Pariser Tageszeitung* erscheinen. Die Geschwister prüfen die Mienen ihrer Gegenüber, lauern auf Zeichen der Niedergeschlagenheit oder Verzweiflung. Doch keine Spur davon. Die jungen Spanier, denen sie begegnen, heben die Faust zum Rotfront-Gruß, und manchmal lachen sie sogar. Erika und Klaus sind in ein Land gekommen, das sich nicht geschlagen gibt.

Auf dem Weg nach Barcelona wechseln sich Bilder der Zerstörung und verblüffender Normalität ab. Bomben aus deutschen und italienischen Flugzeugen haben Häuser in den katalanischen Dörfern vom Dachstuhl bis zu den Grundmauern aufgerissen. Die Geschwister schauen auf die schockierend bloßgelegte Intimität nackter Zimmer ohne Wände, auf zerborstenes Mobiliar, den Rest einer Tapete. Die Menschen, die hier einmal gelebt haben, sind nicht zu sehen. Sind sie gestorben? Geflohen?

Kurz darauf, die Straße führt am Meer entlang, sehen sie am Strand Badende und werden fast ein bisschen neidisch. Diese befremdliche Sonntagsnormalität! Wieder ein wenig später erblicken sie aus dem Autofenster ein Bahngleis, daneben ein ganzes Regiment junger Männer in Badehosen, einige tragen ihre Matrosenmütze auf dem Kopf. Eine lustige Geste ausgelassener Militärs, bevor es wieder in den Krieg geht.

In den ersten Stunden auf spanischem Boden bringen Klaus und Erika Mann die verschiedenen Eindrücke nicht zusammen. Sie wissen, wie dramatisch der Bürgerkrieg ist, welche Verheerungen er dem Land gebracht hat. Aber die Not der letzten beiden Jahre, so viel steht fest, hat den Spaniern nicht die alltäglichen Freuden verdorben.

Erika und Klaus Mann bleiben drei Wochen in Spanien, und fast alles beeindruckt sie. Die drei größten Städte des Landes sind nach zwei Jahren Bürgerkrieg immer noch in der Hand der Republik. Barcelona erleben die Geschwister als heiter mit einer Beimischung von Trotz, denn die Zeiten

in der bombardierten Stadt sind außerordentlich hart. Die überfüllten Trambahnen mit großen Mensentrauben, die draußen hängen, weil es wenige Autos und kaum noch Benzin gibt. Die Verelendung, die Schlangen vor den Läden, der Mangel an Zigaretten, unter dem vor allem die Männer leiden.

Ablenkungen sind also wichtig. Am Nachmittag gibt es im kriegsgeschüttelten Barcelona Tanz. Die Bevölkerung drängt ins Freie, Theater und Kinos sind gut gefüllt. Ausländern fällt auf, wie sorgfältig und erfindungsreich sich die Frauen zum Ausgehen zurechtmachen, wie wichtig das Erscheinungsbild ist. Der spanische Außenminister Julio Álvarez del Vayo bestätigt den Gästen aus Deutschland, der Bombenterror aus der Luft habe sein Ziel, die Bevölkerung von Barcelona zu zermürben, nicht erreicht. Im Gegenteil. In allen Schichten seien «der Wille zum Widerstand, die Erbitterung und der Trotz» gewachsen.

Erika und Klaus Mann sind in ihrem Leben viel unterwegs gewesen, und eine vertraute Erfahrung machen sie auch hier: Die Dinge sind meistens anders, als sie von der Presse kolportiert werden. Das franquistische Propagandamärchen, die Zweite Spanische Republik lasse die Kunstschatze der Nation vor die Hunde gehen oder verscherbele sie an die Sowjetunion im Tausch gegen Bomben, können sie nach einem Treffen mit einem Experten in Valencia, aber auch durch Gespräche in Madrid entkräften. Der Prado, den deutsche und italienische Bomber schon im Herbst 1936 sinnlos unter Feuer genommen haben, ist nicht leer, sondern voller Kunstwerke, die verschalt und verpackt auf ihren Abtransport an einen sicheren Aufbewahrungsort warten. Mehr als fünfzig Bilder von Goya, Werke von El Greco, Tizian, Velázquez, Dürer und Breughel. Dies waren einmal die königlichen Sammlungen, aus denen 1819 Spaniens größte Pinakothek hervorging.

Nur Picassos *Guernica*, die Bebilderung des verheerenden Bombenangriffs der Legion Condor auf ein baskisches Städtchen im Vorjahr, war noch nie in Spanien ausgestellt, nicht in Madrid, nicht in Barcelona. Erstmals gezeigt im Sommer 1937 auf der Weltausstellung in Paris, hat Picasso sein monumentales Gemälde nach der Expo gleich wieder eingerollt, um es in den Jahren darauf an internationale Museen in Skandinavien und England auszuleihen. Klaus und Erika haben es noch nie gesehen.

Die tiefste Erfahrung der Reise hat mit dem Militärischen zu tun, der Sache, von der die Geschwister am wenigsten verstehen. Als Linke sind Erika und Klaus Mann Pazifisten und haben sich bis dahin immer für Abrüstung ausgesprochen. Aber so lässt sich nach dem Erstarken des Faschismus nicht mehr argumentieren. Die früheren politischen Überzeugungen sind Theorie. Was sie jetzt vor sich sehen, ist die Realität. In diesem Stück Spanien, auf seinen Wiesen und Hügeln wird «für die großen Ideen der Menschheit» gekämpft, schreiben sie, für «Freiheit, Wahrheit und Würde».

Dass auch dafür gestorben wird, ist ihnen sehr bewusst. Ebendeshalb folgen sie ihrem solidarischen Gefühl. «Kampf, es wird gekämpft, wir kämpfen. Hier wird nicht gekuscht, nicht verschleiert, nicht gelogen und feige zurückgewichen. Hier wird nicht akzeptiert, was gegen Recht und Anstand geht.»² Im Zug haben Erika und Klaus Mann darüber nachgedacht, warum sie mit dem Heraufziehen des rechten Totalitarismus für den bewaffneten Widerstand sind. Weil ein Volk überfallen wurde, das sich zur Wehr setzen muss. Deshalb. Weil der freche Gegner faschistische Waffenhilfe erhält. Weil die Demokratie in ganz Europa bedroht ist. Am Beispiel Spaniens finden Klaus und Erika Mann ihre Begründung für den gerechten Krieg.

Auch Hans Kahle, 39 Jahre alt und Kommandant der 45. Sturmdivision der Internationalen Brigaden, Hitlergegner und Mitglied der KPD, hat sich bis vor wenigen Jahren noch als Pazifist bezeichnet – trotz oder gerade wegen einer frühen militärischen Laufbahn. 1933 erhält er in der Schweiz politisches Asyl, ein Jahr darauf muss er nach Frankreich weiterziehen, nun als Journalist und politischer Aktivist, der vom Pariser Kominintern-Büro aus maßgeblich am Aufbau der Internationalen Brigaden beteiligt ist. Im Herbst 1936 geht er selbst nach Spanien, um als Oberstleutnant Kommandeur der XI. Internationalen Brigade zu werden. Berühmt wird sie bei der Verteidigung von Madrid im November 1936. Durch die Wertschätzung von Ernest Hemingway, in dessen Roman *Wem die Stunde schlägt* er ebenfalls auftauchen sollte, war Kahle einer der bekanntesten deutschen Offiziere in Spanien. Als Klaus und Erika Mann ihn kennenlernen, hat er den Oberbefehl über 14 000 Mann an der Ebro-Front.

telt. «Er ist Deutscher, wie wir, Emigrant, wie wir, Intellektueller, wie wir, Demokrat, wie wir, Pazifist, wie wir.» Er ist genau das, kurz gesagt, was die Manns wären, wenn sie eine militärische Laufbahn eingeschlagen hätten. Hans Kahle ist ein Mensch, den die Umstände zwingen, das schmutzige, aber notwendige Geschäft des Krieges zu erledigen.

Außerdem ist er überaus attraktiv – groß, blond, «die Nazis wären stolz, er gehörte zu ihnen». Hinweise darauf, Erika Mann habe sich in ihn verliebt, lassen sich auch in der Schilderung finden, die die Geschwister in ihrem später erschienenen Buch von ihm geben. Kahle vereinige, so heißt es dort, «den gelockerten Charme, die freundliche Gesittung des kultivierten und gescheiterten Zivilisten mit der Unbedingtheit und Einsatzbereitschaft des Menschen, der erkannt hat: es ist besser, kämpfend zu sterben, als zu leben ohne die Freiheit.»³ Eine anziehendere Mischung aus Feingeist und Militär ist schwer denkbar.

Einige Tage lang dürfen Klaus und Erika Mann Frontluft schnuppern. Als nachts der kreisende Suchscheinwerfer des Gegners auf der anderen Seite des Ebro-Flusses ihre Körper erfasst und für einen Augenblick in gleißendes Licht taucht, erleben sie sogar echte Gefahr. Jetzt könnten Schüsse fallen. Zuvor haben sie detonierende Bomben gehört, nicht ganz nah, aber auch nicht so fern, dass sie sich entspannen könnten.

Am Abend, bei der gemütlichen Runde im Quartier, legt Hans Kahle die Lieder von Ernst Busch auf, die vom spanischen Krieg handeln. Der Berliner Kommunist und Bühnenkünstler ist schon seit mehr als einem Jahr bei den Internationalen Brigaden und hat mehr als fünfzig Auftritte im Programm von Radio Barcelona absolviert. Er geht an die Lagerfeuer und singt für die kämpfende Truppe, manche Lieder auch auf Spanisch. Nein, Ernst Busch kämpft nicht mit dem Bajonett; seine Waffe ist die Stimme.

Zum Abschied lässt ihnen Hans Kahle die Platten mit antifaschistischen Kampfliedern als Geschenk in die Unterkunft schicken. Besonders beliebt ist Ernst Buschs Hommage an Madrid, «Mamita mía», aber auch das unter dem Titel «Die Thälmann-Kolonnen» bekannte Lied «Spaniens Himmel», zu dem Paul Dessau die Musik komponiert hat:

*Spaniens Himmel breitet seine Sterne
Über unsre Schützengräben aus.
Und der Morgen grüßt schon aus der Ferne,
Bald geht es zum neuen Kampf hinaus.
Die Heimat ist weit,
Doch wir sind bereit.
Wir kämpfen und siegen
Für dich: Freiheit!*

Gerührt nehmen die Geschwister die Platten mit und bringen sie wenige Tage später nach Küsnacht bei Zürich, wo ihr Vater schon längst Vorbereitungen für den großen Umzug trifft: In sechs Wochen kommen die Möbelpacker und bringen die bewegliche Habe zur Verschiffung an den nächsten Ort des Exils, nach Princeton, USA.

Ein Schnappschuss der deutschen Literatur: Thomas Mann auf dem Weg nach Amerika, weil Hitlers Eroberungszug auch ihn bedroht, im Begriff, Deutschlands wichtigster politischer Künstler im Ausland zu werden; und seine ältesten Kinder in Spanien, weil sie sich mit Wort und Tat gegen den rechten Totalitarismus engagieren.

Dann erklingt im Wohnzimmer des Schriftstellers die Musik, die getränkt ist von den Fronteindrücken seiner beiden Ältesten. Dort in der Schweiz, wo sonst vor allem Beethoven und Brahms aufgelegt werden, hören sie gemeinsam die «Madrider Kampfplatten» und den Kommunisten Ernst Busch, der den Soldaten im Kampf gegen Franco mit seiner kräftigen, herrlich biegsamen Stimme Mut einflößt, der die Müden aufrüttelt und die Verzagten beseelt.

«Groß der Kinder Eindruck von der spanischen Front», schreibt Thomas Mann über die gemeinsame Zeit nach dem Abendessen. «Austausch der Erlebnisse.»⁴ Und hier, auf sicherem Boden in der Schweiz, ist es eine Hommage an die Heldentaten der bedrängten Spanischen Republik: an die aufopferungsvolle Verteidigung von Madrid gegen einen viel besser ausgerüsteten Gegner. Oder den Überraschungssieg von Guadalajara im Frühjahr 1937, der den Republikanern noch einmal Hoffnung gemacht hat. Und an die Hingabe all der namenlosen Männer und Frauen, die bereit waren, die Waffe in die ungeübte Hand zu nehmen und ihr Leben zu opfern.



Thomas Mann mit (von links) der ältesten Tochter Erika, Ehefrau Katia und dem Zweitgeborenen Klaus, 1929

Acht Monate später ist in Spanien alles vorbei.

Weitere fünf Monate später, am 1. September 1939, beginnt Hitler seinen Krieg. Und ein anderer, größerer Kampf folgt, der den früheren verdrängt und im europäischen Bewusstsein für lange Zeit vergessen macht.

EINS

1936

«So vernichtet die Gewalt jeden, den sie berührt.»

Simone Weil, *Die Ilias, oder das Gedicht
von der Gewalt*

Sommer 1936

Parlamentarier ziehen die Pistole

Seit Monaten liegt etwas in der Luft. Es riecht nach Stahl und Zündpulver, während die Nervosität steigt, und immer häufiger gibt es Hinweise auf einen geplanten Putsch der Militärs. «Madrid leidet an einer gespenstischen Nervenkrise», schreibt Alfredo Muñiz, der Chefredakteur der Zeitung *El Heraldo*, am 14. Juli 1936.¹ Eine allgemeine Gewaltstimmung hat das ganze Land erfasst, links, rechts und in der Mitte. Wann es genau begonnen hat, wissen die Wenigsten. Aber die drückende Atmosphäre hat sich langsam aufgebaut, und jetzt spürt sie jeder.

Spanien folgt damit einer politischen Radikalisierung, die in Europa schon seit mehreren Jahren zu beobachten ist. Aber in Madrid und Sevilla, in Barcelona und Bilbao schleicht sich ein Vokabular der Todfeindschaft, der physischen Vernichtung in die Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner. Nicht nur die jungen Faschisten, die Kommunisten und Anarchisten sprechen so, streifen sich Uniformen über, treffen sich zu

Waffenübungen und grüßen einander militärisch. Auch in der Mitte der spanischen Gesellschaft erklingen in den Dreißigerjahren Appelle, die zur Auslöschung des Widersachers aufrufen. Ein Theologe spricht in seinem Buch vom «Recht zur Rebellion» und empfiehlt ausdrücklich, auch in bürgerlich-katholischen Kreisen die Doktrin der Gewalt zu verbreiten.²

In der aufgeheizten Stimmung des Frühsommers werden die Gewaltphantasien allerdings konkret. Immer häufiger ist das Wort «Bürgerkrieg» zu hören. Man spielt mit diesem Wort auf beiden Seiten, man droht damit in Wort und Schrift, und irgendwann scheint es nur noch eine Frage der Zeit, wann der Bürgerkrieg ausbricht. Jeder Streik, jeder Massenprotest bringt den spanischen Staat diesem Punkt näher. Und es gibt kaum eine Branche, die nicht im Ausstand wäre in diesen Sommerwochen 1936. In Valencia und Málaga streiken die Straßenbahnschaffner, in Salamanca die Müllmänner, in Sevilla die Metallarbeiter an den Öfen, und so geht es durch die ganze spanische Geografie. Die Schneider, die Barbieri, die Steinmetze. Die Fahrstuhlführer und Schuhputzer. Die Bauern im ganzen Land sind unzufrieden. In manchen Gegenden haben sich Tagelöhner das Land, das sie zu Hungerlöhnen bearbeiten müssen, selbst genommen, um leben zu können. In Madrid liegt die Baubranche lahm, kein Stein wird bewegt.³ Und im Parlament der Republik? In den *Cortes* schreien sich die Redner an, unterbrechen einander mit wilden Rufen, und einmal wird tatsächlich eine Pistole gezogen. Niemanden hätte es gewundert, wäre sie abgefeuert worden.

Spanien in den Dreißigerjahren

Im Strudel der Gewalt

In den fünf Jahren der Zweiten Spanischen Republik, die 1931 nach dem fluchtartigen Exil von König Alfons XIII. ausgerufen und von vielen enthusiastisch begrüßt worden ist, hat es zuerst ein linkes Parteienbündnis gegeben, dann ein rechtes, das die Reformen des ersten zurückdrehte, dann wieder ein linkes, nun aber in radikalisierte Form. In diesen fünf Monaten seit Februar 1936 stehen der «Volksfront» Monarchisten,

Karlisten und rechtskatholische Kräfte gegenüber, bei denen die Übergänge zum Faschismus fließend sind, während die Linke eine offene Flanke zum Anarchismus hat. Politische Morde häufen sich auf beiden Seiten. Aber auch die beiden großen Gewerkschaften CNT und UGT – Anarchosyndikalisten und Sozialisten – bekriegen sich in diesen Julitagen, da der Streik des Baugewerbes die Hauptstadt in Atem hält, und ihre Kämpfe fordern mehrere Todesopfer.

«Wie es für ein rückständiges Land mit einem rückständigen Proletariat natürlich ist, gab es keinen Mittelweg zwischen Gewalt und Zurückhaltung», schreibt ein zeitgenössischer Beobachter.⁴ Dass es ständig Tote gibt, ist ein Merkmal der Republik, die selbst zur Radikalisierung beigetragen hat. Vier Jahre zuvor hat die Regierung nach einem beendeten Streik mehr als hundert Bergarbeiter und CNT-Leute ohne ordentlichen Prozess in die überseeische Strafkolonie des heutigen Äquatorialguinea geschickt. Aus verbitterten Gewerkschaftlern wurden entschlossene Revolutionäre.⁵

In der zensierten Presse der Hauptstadt tauchen die beunruhigenden Nachrichten des Jahres 1936 nicht immer auf, doch in der Provinz gehen die Mordgeschichten mit politischem Hintergrund herum: Da wird ein Achtzehnjähriger mit Kontakten zur faschistischen Falange entführt und Tage später mit Foltermalen und fünf Kugeln im Körper auf der Straße gefunden, mutmaßlich die Rache für Anschläge der Gegenseite. Madrid erlebt Szenen wie aus amerikanischen Gangsterfilmen: Autos halten mit quietschenden Reifen, die Insassen eröffnen mit Maschinenpistolen das Feuer auf eine Gruppe, die draußen ahnungslos im Café sitzt. Zurück bleiben Tote und Verletzte.⁶

All das geschieht in den ersten Julitagen 1936 in einer europäischen Hauptstadt. Und es hat eine Vorgeschichte. Die Gewalt in Spanien geht auf tiefe soziale und kulturelle Konflikte zurück, die sich von denen im übrigen Europa deutlich unterscheiden. Schon Karl Baedeker hatte deutschen Touristen im Umgang mit dem «niederen Volk» in Spanien eine Haltung der «Ruhe und Entschiedenheit, aber ohne Schroffheit» empfohlen. Wieso? Sind die Vertreter des «niederen Volks» etwa gefährlich? Nein, nur etwas eigenwillig. Bei ihnen herrsche nämlich, wie Baedeker erklärt, «ein Grad von Gleichheit und Freiheit wie wohl in keinem anderen

Lande, und hieraus ergibt sich auch jener ausgeprägte Unabhängigkeitsinn, jener vollkommene Mangel an Unterwürfigkeit, der die mittleren und unteren Klassen des spanischen Volkes kennzeichnet».⁷

Gleichheit, Freiheit, Unabhängigkeit, Mangel an Unterwürfigkeit: Das klingt nach noblen Idealen. Spätere Zeugen des Spanischen Bürgerkriegs empfinden es genauso, etwa der junge deutsche Sozialist Herbert Frahm, der sich nach Hitlers Machtergreifung in Willy Brandt umbenennt und im Februar 1937 mit norwegischem Pass für die Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) nach Barcelona reist, um Kontakte zu den Kollegen von der radikalen POUM (Arbeiterpartei der marxistischen Vereinigung) zu knüpfen.⁸ «Ich mochte diese Menschen mit ihrer Freiheitsliebe, ihrer schöpferischen Spontaneität, ihrem Zukunftsglauben», schreibt Brandt viele Jahre später.⁹ Und fügt hinzu, fast ein Echo auf Baedeker, man begegne in Spanien Menschen «mit einer schönen Liebe zur Freiheit und einer imponierenden Leidenschaft für die Gleichheit».¹⁰

Doch da gibt es ein Hindernis. Das Freiheitsideal bleibt abstrakt, wenn es sich im Leben nicht verwirklichen lässt. Für die allermeisten Spanier und besonders die Spanierinnen sind Freiheit und Gleichheit im frühen 20. Jahrhundert unerreichbar. Die Mehrheit der Gesellschaft ist bettelarm, vor allem auf dem Land, und die Ursachen dafür liegen in einer schreiend ungerechten Verteilung des Ackerbodens und der Fortdauer einer starren Feudalgesellschaft. Dort oben der Adel, das Großbürgertum, die Kirche, das Militär. Hier unten das Land- oder Stadtproletariat.

Besonders in Andalusien sind die sozialen Gegensätze schockierend. In der Provinz Sevilla produzieren fünf Prozent der Landbesitzer mehr als siebzig Prozent der Erträge. Auf der einen Seite leben die Herren über Latifundien komfortabel von ihrem ererbten Reichtum und kennen noch nicht einmal alle Ländereien, die sie besitzen. Auf der anderen fristen Tagelöhner und Saisonarbeiter, die *braceros*, ihr karges Dasein mit fünf Monaten harter Arbeit im Jahr, essen wie Tiere auf dem Boden und sterben früh. Rund die Hälfte der erwachsenen Bevölkerung in Spanien kann weder lesen noch schreiben. Ein Bericht aus dem Jahr 1935 nennt als einzigen Besitz einer Landarbeiterfamilie einen Kochtopf.¹¹

Für diese Armen sind das Dorf und dessen kleine Gemeinschaft oft der einzige Anker – und die einzige Welt, die sie jemals kennenlernen.

Hier hat um 1870 durch einen Abgesandten Bakunins der Anarchismus Einzug gehalten wie nirgendwo sonst in Europa, hat die Arbeiter entzündet wie eine Religion und in ihnen die Hoffnung auf die baldige soziale Revolution entfacht. Vermutlich entsprach die anarchistische Lehre tatsächlich dem hohen Freiheitsbegriff der ländlichen Spanier. Alle sollen frei sein, von Obst und Gemüse leben und im Kollektiv auf den Acker gehen. Der Ertrag wird geteilt. Was braucht man mehr, wenn man zu Hause lebt und zu essen hat?

Die Akkumulation von Gütern ist in diesem idealistischen Denken nicht vorgesehen. Doch genauso konsequent, schreibt Gerald Brenan, könne der Anarchist seinem Nächsten eine Kugel in den Kopf jagen, wenn die reine Lehre verraten werde. «Ohne Hass natürlich, ohne Hass. Er kann vor dem Sterben noch eine letzte Zigarette rauchen.»¹²

Und dann ist da der andere große Mitspieler, die katholische Kirche. In Spanien atmet sie noch den Geist des Mittelalters. Es gibt 150 000 Priester, Mönche und Nonnen, die das öffentliche Leben prägen, und die Kirche ist enorm reich. Sie hält Beteiligungen an Banken und der Industrie und gehört zu den größten Grundbesitzern des Landes. Nicht zuletzt deshalb hat die Republik von ihrem ehrgeizigen Säkularisierungsprogramm des Jahres 1931 nur einen kleinen Teil umsetzen können. Und das Bildungssystem ist nach wie vor in der Hand von Kirchenleuten. Für Frauen ist im Weltbild der Kleriker ohnehin nur die Rolle als Hausfrau und Mutter vorgesehen. Während sie in den Städten einen Hauch von Emanzipation spüren, sofern sie sich nicht an die Moralbegriffe des rechten Bürgertums gekettet fühlen, gehen sie auf dem Land nur aus dem Haus, um zu arbeiten oder die Messe zu besuchen.

Inbegriff des reaktionären Katholizismus ist der Primas Spaniens, Kardinal Pedro Segura, Erzbischof von Toledo und erklärter Feind der Republik. Diesem Kirchenmann wird nachgesagt, er glaube, das Bad sei «eine Erfindung der Heiden, wenn nicht des Teufels».¹³ Kurz nach Ausrufung der Republik 1931 verurteilt Segura die antikirchlichen Reformen in einem Hirtenbrief, worauf er des Landes verwiesen wird und sich in Südfrankreich niederlässt.¹⁴

Im frühen 20. Jahrhundert bedarf es in Spanien nur eines kleinen Anlasses, um Gewalt zu entfesseln, denn die Menschen haben es im 19. Jahr-

hundert so gelernt. Seit damals entlädt sich besonders in anarchistischen Kreisen der Hass auf die katholische Kirche, die immer als Komplizin der Mächtigen aufgetreten ist, in Kirchenverbrennungen, Plünderungen, Zerstörungen und körperlichen Angriffen auf Kleriker. Dieser Volks-Antiklerikalismus sieht nur noch faule, verfressene, habgierige Geistliche, wie Goya sie in seinen Radierungen verewigt hat. Ist etwas dran an dieser Karikatur? Die Frage geht im frühen 20. Jahrhundert unter. Stattdessen wird gehandelt.

Von nun an gehören Tumult, aufgebrachte Menschenmengen und angesteckte Klöster in Spanien zur Sprache des sozialen Protests. Der Antiklerikalismus ist zur Volkskultur geworden, die gleich neben der Volksfrömmigkeit existiert. Beide nehmen in Spanien ekstatische Formen an, befreien die Menschen von den Fesseln des Verstandes und bringen sie buchstäblich außer sich. Die Saat für ein unruhiges 20. Jahrhundert ist gelegt.

Madrid, 16. Juni 1936

Wütende Reden im spanischen Parlament

Einen Monat vor den heißen Julitagen, am 16. Juni 1936, sprechen in den *Cortes* zwei Abgeordnete zur Sache. José María Gil-Robles, Führer des katholischen Rechtsbündnisses CEDA, verliest eine Gewaltstatistik der letzten 33 Tage, um dem Parlament das Chaos zur Kenntnis zu bringen, das unter der Volksfront-Regierung in Spanien herrsche. 36 Kirchen wurden vollständig zerstört. Bei 34 Gotteshäusern kam es zu versuchter Brandstiftung. 65 Menschen wurden Opfer politischer Mordanschläge. 24 Raubüberfälle aus politischen Motiven fanden statt, 230 Personen wurden bei politischen Auseinandersetzungen verletzt. Es gab 79 allgemeine Streiks und 47 Bombenanschläge. Ob es nötig sei, in Einzelheiten zu gehen? «Wir wollen uns nicht täuschen, meine Herren Abgeordneten», sagt der Abgeordnete Gil-Robles dann, «ein Staat kann unter einer Monarchie oder unter einer Republik leben, unter einem parlamentarischen oder unter einem präsidentiellen Regierungssystem, unter dem Kommunismus oder unter dem Faschismus, nur im Zustand der Anarchie kann er nicht leben.

Und Spanien, so muss ich leider feststellen, befindet sich im Zustand der Anarchie.»

Heute, fügt der Abgeordnete Gil-Robles hinzu, heute wohne man «dem Begräbnis der Demokratie» bei.¹⁵ Ein schillernder Satz. Stellt er etwas fest? Kündigt er es an? Wünscht er das Begräbnis der Demokratie herbei?

Deutlicher wird der Führer der monarchischen Rechten, José Calvo Sotelo, der Gerüchte von der Gefahr, die von den Generälen ausgehe, beiseitewischt. Es gebe nicht einen einzigen Soldaten, der sich für die Monarchie und gegen die Republik zu erheben bereit sei. «Wenn es ihn gäbe, wäre er verrückt, ich meine das ganz ernst ... wirklich verrückt, wie andererseits jeder Soldat, der nicht vor Gottes Angesicht bereit wäre, sich *für* Spanien und *gegen* die Anarchie zu erheben, wenn dies nötig werden sollte.»

Es folgen laute Proteste und Gegenproteste. Haben alle den sonderbaren Satz verstanden? Jetzt mahnt der Parlamentspräsident den Abgeordneten: «Sprechen Sie hier keine Einladungen aus, die leicht falsch gedeutet werden können.»¹⁶

Genau 26 Tage später befindet sich der Abgeordnete José María Gil-Robles am späten Abend nicht in Madrid und entgeht so seiner Ermordung. Der Abgeordnete José Calvo Sotelo dagegen, der in derselben Straße im Madrider Stadtteil Salamanca wohnt, verbringt den Abend zu Hause bei seiner Frau und seinen Kindern. Das ist sein Todesurteil.

Sommer 1936

Die Umsturzpläne nehmen Gestalt an

An Hinweisen auf den drohenden Putsch hat es nicht gefehlt. Doch die Regierung beschließt, erst dann Gegenmaßnahmen zu ergreifen, wenn die Rebellen ihr Gesicht zeigen, denn man ist entschlossen, das Übel mit der Wurzel auszureißen. Man wartet also und schaut zu. Das Land hat reiche Erfahrung mit *pronunciamientos*, der Machtergreifung durch das Militär, erst vier Jahre zuvor ist ein rechter Putschversuch durch den General Sanjurjo gescheitert, und der General sitzt jetzt in der Verbannung in Portugal. Schon 1931 hat die erste Regierung der Republik

vorsichtshalber die Militärakademie von Zaragoza geschlossen, einen gewissen Francisco Franco von seinem Posten als Direktor entbunden und später weit weg auf die Kanaren geschickt. Dasselbe hat sie mit anderen wichtigen Generälen getan, die man rechter Umtriebe verdächtigt. Und damit, so glaubt die Regierung, ist es erst mal gut. Franco, Emilio Mola und wie sie alle heißen, sie werden da draußen an der Peripherie schon nicht auf dumme Gedanken kommen.

Aber die Wurzeln des Konflikts reichen tief. Denn durch die verbissen geführten Kolonialkriege in Nordafrika hat sich die spanische Offizierselite in ihrer Weltanschauung radikalisiert und zugleich vom Rhythmus des spanischen Lebens entfernt. Das Militär hält den zivilen Staat und dessen Institutionen für unfähig, das Land angemessen zu führen – und das heißt im Sinne seiner ruhmreichen Geschichte. Ein antimodernes Phantasma steckt in den Köpfen der *africanistas*, ein wirklichkeitsfremdes Konstrukt von einem heroischen Nationalstaat, den es so nicht mehr gibt. Ihnen, den Militärs, sei es aufgegeben, «die Zivilisation zu erretten».¹⁷ Dass die Republik viele Angehörige des aufgeblähten Offizierskorps aussortiert hat, ist ein Affront, den die Armee nicht vergisst.

Was die Regierung der Zweiten Republik diesmal unterschätzt, sind die sorgfältige Planung, die breite Unterstützung in den rechten Gruppierungen und die große Entschlossenheit aller, die sich an dem Aufstand beteiligen.¹⁸ Oder *fast* aller. Denn einer, der zu den wichtigsten Figuren gehört, hat seine Karten noch auf der Hand und gibt seinen Kollegen Generälen bis wenige Tage vor Beginn der Aktion keine klare Antwort, ob sie mit ihm rechnen können oder nicht.

Dieser General ist der hochgeachtete, diskrete Francisco Franco Bahamonde, geboren 1892 im nordwestspanischen Städtchen Ferrol, ein Karrieremilitär, der in den spanischen Kolonialtruppen in Nordafrika aufgestiegen ist. Von Franco weiß man, dass er fähig und ehrgeizig ist, ebenso, dass er die Republik ablehnt und damit das ganze moderne Zeug: Parlament, Parteien, Gewerkschaften, Liberalismus. In Francos Augen hat all das nichts mit Spaniens imperialer Größe zu tun, um deren Wiederherstellung es ihm zu tun ist.

Seine Vorfahren – beide Seiten – waren Militärs bei der Marine, aber für ihn war in der dortigen Kadettenschule kein Platz, also entschied er

sich für die Infanterie. Im Jahr 1907 geht er auf die Militärakademie in Toledo. Dass sein Vater so wenig ehrgeizig war, hat den Sohn lange Zeit gewurmt und zum Aufstieg angestachelt. Ohnehin fühlt sich der kleine Francisco der Mutter viel näher als dem Vater. Der nämlich ist ein Hallodri, der gern Karten spielt, Frauen nachsteigt und irgendwann die Familie verlässt. Die besorgte, leidgeprüfte Mutter dagegen – in gewisser Weise Opfer ihres Mannes, wie es in einer von Männern dominierten Welt üblich war – wird zum Inbegriff aller weiblichen Tugenden, die Francisco auch im späteren Leben in Frauen suchen wird.

Seine Chance kommt in Nordafrika, dem spanischen Protektorat in Marokko, dem traurigen exterritorialen Rest des Weltreiches, das Spanien im 16. Jahrhundert einmal war. Seitdem ist ein Stück nach dem anderen dieser kolonialen Welt verloren gegangen, zuletzt – und besonders schmerzhaft – Kuba und die Philippinen im Jahr 1898. Von dieser Jahreszahl hat Francisco als Kind gehört und den Geruch der Niederlage eingeatmet, dem alle militärisch denkenden Menschen ausgesetzt waren. Diese Jahreszahl wird für Franco und die *africanistas* zum Synonym für die spanische Demütigung, die spanische Schande. Aufgrund dieser Jahreszahl wird Franco das 19. Jahrhundert hassen.

Wie viele aus seinem Umfeld ist er davon überzeugt, dass unfähige zivile Regierungen die imperiale Größe Spaniens zerstört haben. Franco und seine Mitstreiter denken, eigentlich lägen die Dinge besser in den Händen von Militärs, den wahren Helden der Nation. In Nordafrika zeigen sie, was sie darunter verstehen. Es ist ein harter Krieg, der in kleinen Einheiten geführt wird, und er gilt einem viel zu trockenen Stück Land, das die Franzosen den Spaniern überlassen haben und das den Aufwand kaum lohnt.¹⁹ Anders aber als manche seiner Kameraden, besonders jene, die aufsteigen wie er, lässt er sich kaum je politisch vernehmen. Franco äußert nur dann Kritik, wenn es um militärische Belange geht.

In Marokko haben es die spanischen Kolonialtruppen mit Berberkämpfern zu tun, die ihnen ihre langweilige Aufgabe – Positionen zu sichern in einem heißen, weitgehend leeren Terrain – sehr schwer machen. Es hat schlimme Niederlagen gegeben, die daheim in Spanien Zweifel wecken, was dieser Krieg überhaupt soll, er kostet ja nur.²⁰ Franco bewährt sich in dieser Situation durch Kühle und Tapferkeit. Auch in der

Männergesellschaft des Militärs bleibt er so reserviert, wie es ihm entspricht. Er hat keine Vertrauten, er «öffnet» sich niemandem. Er trinkt nicht, spielt keine Karten und geht nicht ins Bordell. Äußerlich muss er den Respekt seiner Kameraden erst gewinnen, denn mit seiner kleinen Statur, einem markanten Hinterteil, der hohen Stimme und dem Bauchansatz macht er wenig her. Auf den Fotos, auch denen, die ihn mit dunklem Haar und gebräuntem Gesicht zeigen, wirkt er selten wie ein Anführer. Fast immer ist er der Kleinste in der Gruppe.

Doch seine Zielstrebigkeit und sein unverkennbares Führungstalent zahlen sich aus. Sehr schnell wird er Hauptmann, Oberst, Major und schon mit 33 Jahren General. Damit weckt er den Neid jener Militärs, die in Spanien geblieben und langsamer aufgestiegen sind als dieser *africanista* ohne Verbindungen in der spanischen Bourgeoisie.²¹ Zwischen 1923 und 1927 kommandiert Franco die Fremdenlegion und erwirbt sich den Ruf eines verlässlichen Anführers.²² Er bleibt auch vorsichtig, als 1931 die Republik ausgerufen und er seines Postens als Leiter der Militäarakademie von Zaragoza enthoben wird. Für hetzerische Reden, gar Umsturzpläne, wie die Monarchisten sie hegen, ist Franco nicht zu haben. Er fühlt sich als Militär, nicht als Politiker. Keine seiner Aktionen in den Jahren der Republik, deren gesellschaftspolitisches Programm ihm zuwider ist, zeugt von einem Mangel an soldatischer Disziplin.²³ Er will Einfluss, er will gestalten, aber bislang ausschließlich in seiner Sphäre.

Wie entschlossen er das durchzieht, zeigt die Niederschlagung des Bergarbeiteraufstands in Asturien 1934, der die entfesselten gesellschaftlichen Kräfte wüst aufeinanderprallen lässt und das Land vierzehn Tage lang in Atem hält. Es ist schon eine kleine Revolution. Und der Staat wirkt hilflos. Weil die Regierung nicht weiterweiß, schickt sie Franco, seine Fremdenlegionäre und marokkanischen Söldner nach Asturien. Es ist die schlagkräftigste Truppe, die das damalige Spanien zu bieten hat. Und sie ringt die Revolution im Norden des Landes brutal nieder. Der folgenden Repression fallen mehr als tausend Menschen zum Opfer, viele Hundert Bergarbeiter wandern ins Gefängnis. Diese Männer sehen sich selbst als Opfer eines Unterdrückungssystems, und es ist nur folgerichtig, dass sich im Februar 1936, als die Volksfront die Wahlen gewinnt, im ganzen Land Gruppen der Linken zusammenrotten, um die einsitzenden

Francos Erscheinung ist wenig imposant. Respekt unter seinesgleichen verschafft er sich durch sein brutales Vorgehen während des Rif-Kriegs in Marokko.



Märtyrer von 1934 aus dem Gefängnis zu befreien. Sie tun das, ohne die Amnestie, die die neue Regierung eilig vorbereitet, überhaupt abzuwarten. Fünf Monate vor dem Bürgerkrieg geschieht also schon dies: Die öffentliche Ordnung knickt ein vor den radikalisierten Kräften der Straße. Die Volksfront hat zwar die Wahlen gewonnen, aber die Entscheidungsmacht ist ihren Politikern entglitten.

Erstaunlich ist, wie lange Franco den Umsturzvorbereitungen der anderen rechten Generäle zuschaut, ohne sich zu beteiligen oder auch nur Interesse daran zu zeigen. Der Wahlsieg der Volksfront ist keine drei Wochen alt, Anfang März 1936, da laufen schon die Vorbereitungen. Den Generälen ist das ehrgeizige Reformprogramm der Republik in jedem Punkt zu viel: Enteignungen, Landreform, Reform der Streitkräfte, dazu eine umfassende Säkularisierung, von der Ehescheidung bis zum Verbot des Jesuitenordens – was bleibt denn da noch von der Kirche als Hüterin der

öffentlichen Moral? Emilio Mola, «der Direktor» des geplanten Putsches, will mit der ganzen Spinnerei aufräumen und fordert einen «starken, disziplinierten Staat».²⁴

Es ist noch keine Rechtsdiktatur, was Mola vorschwebt, erst recht kein Faschismus. Es ist nur das Altvertraute, das in Spanien immer für den Mangel an politischer Phantasie eintreten muss: Grabesruhe und gusseiserne Ordnung.

Madrid, Juli 1936

Badesachen nicht vergessen!

Trotz der nervösen Stimmung – das Verhalten der politischen Klasse beweist es – ist es noch ein paar Tage lang ein ganz normaler spanischer Juli: brütende Hitze in der Mitte und im Süden. Kinder werden ins Sommerlager geschickt. Ferienvorbereitungen werden getroffen.²⁵ «Hätten wir gewusst, was geschieht!», sagen später viele, besonders die Familien und Ehepaare, die der Krieg voneinander trennt und in den nächsten Tagen zu gefährlichen Reisen kreuz und quer durch Spanien zwingt, zurück zu den Lieben.

Die Zeitungen berichten, der legendäre Torwart Ricardo Zamora von Real Madrid wolle nach 22 Jahren Karriere die Fußballstiefel an den Nagel hängen. Auf dem Land werden Feste gefeiert, und wer nach vorn schaut, freut sich auf die Marienfeiern im August. Die Kinos in den Städten sind voll. Manche Lichtspielhäuser kündigen klimatisierte Säle an, ein großer Komfort, und auf den Plakaten der Gran Vía in Madrid wird ein amerikanischer Blockbuster beworben, nämlich das Western-Musical *Rose Marie* von W. S. Van Dyke.²⁶

In der spanischen Hauptstadt ist es so heiß, dass Männer mit riesigen Wasserschläuchen eingesetzt werden, um das glühende Straßenpflaster zu kühlen.

Spaniens genialer Dichter

Intellektuelle im Spanien dieser aufwühlenden Monate sind wichtige Figuren. Mehrere faschistische Dichter zum Beispiel reklamieren stolz für sich, Teile der Falange-Parteihymne «Cara al sol» (Der Sonne entgegen) geschrieben zu haben. Später, viel später werden auch politische Gegner das Lied singen müssen. Aber das wissen sie noch nicht.

In Artikeln und Reden kämpfen die spanischen Schriftsteller für die Politik, an die sie glauben, und manche von ihnen werden ebenso umstandslos erschossen wie feindliche Militärs. Die berühmteste Figur der jungen literarischen Szene im Spanien der Vorkriegsjahre ist der Dichter und Dramatiker Federico García Lorca. Geboren 1898 in einem Dorf bei Granada, also genau in dem Jahr, das für die ältere Generation mit dem Verlust der letzten Kolonien den Beginn des großen Katzenjammers markiert, das Zurücksinken Spaniens in die europäische Drittklassigkeit, ist Lorca jung genug, um die schlechte Laune der Alten zu überspringen. Sie interessiert ihn auch nicht, Lorca ist alles, nur kein theoretischer Kopf. In seinen Gedichten mischt er traditionelle spanische Liedformen mit lyrischer Avantgarde, in Theaterstücken wie *Bluthochzeit* (1931) und *Yerma* (1934) bringt er Spaniens Rückständigkeit, archaische Herrschaftsmuster und die Unterdrückung der Frauen auf die Bühne.

Wenn er nicht mehr reden will, setzt er sich ans Klavier. Tatsächlich ist seine Pianobegleitung der Sängerin Encarnación López Júlvez («La Argentinita»), mit der er fünf Platten alter spanischer Volkslieder einspielt, die einzige Tonaufnahme, die es von ihm gibt – nicht seine Stimme, sondern nur sein Instrument.²⁷ Bis in alle Ewigkeit wird das Klavier für ihn sprechen. Einer seiner Freunde schrieb: Er hätte auch Komponist werden können.

Vieles spricht dafür, dass die frühen Zuhörer vom Volkston dieser Balladen über Bauern, Viehdiebe, untreue Ehefrauen sowie plündernde und mordende Zivilgardisten gelegentlich getäuscht wurden und gar nicht so genau wussten, was sie da hörten. Rafael Alberti schildert in seiner Autobiografie *Der verlorene Hain*, dass Zuhörer in Sevilla toben, die Taschen-



Ein junger Federico García
Lorca am Klavier, 1919

tücher schwenken wie beim Stierkampf und ein andalusischer Dichterkollege den armen Lorca vor Begeisterung an Kragen und Krawatte reißt. Seine «Hypnotische Romanze» aus den *Zigeunerromanzen* mit den berühmten Anfangszeilen «Verde, que te quiero verde. / Verde viento. Verdes ramas» wird auch ohne Vertonung ein Volkslied:

*Grün wie ich dich liebe grün.
Grüne Brise. Grüne Äste.
Auf dem weiten Meer das Schiff
und das Pferd auf steilen Bergen.
Dunkle Schatten um die Taille,
steht sie träumend am Geländer,
grünes Fleisch, die Haare grün,
in den Augen Silberkälte.
Grün wie ich dich liebe grün.
Alle Dinge sehn sie stehen
unter dem Zigeunermond,
und sie selbst kann keines sehen.²⁸*

Die Gründung der Zweiten Spanischen Republik 1931 läutet für den Dichter eine Zeit des Aufbruchs ein – ästhetisch, politisch, gesellschaftlich. Lorca ist homosexuell; die spanische Rechte hasst ihn mit einem Furor, in dem sich politische Gegnerschaft und Verachtung für den Verrat am iberischen Macho-Ideal vereinen. In den Jahren zuvor ist er mit der Theatertruppe «La Barraca» durch das Land getourt. Er und seine Freunde spielen auf Höfen und in Scheunen, basteln Vorhänge aus Bettlaken und bringen als volksnahe Aufklärer die klassische spanische Literatur zu den Bauern.

Doch obwohl Lorca seit der Ausrufung der Zweiten Republik viele antifaschistische Manifeste unterzeichnet hat, bleibt er im Herzen ein apolitischer Mensch. Er macht nur Propaganda für die Benachteiligten. Anders als viele seiner Freunde wird er nie Mitglied der Kommunistischen Partei. Angesprochen auf die stürmischen Zeiten, die sein Land durchläuft, heißt seine Antwort, er gehöre «der Partei der Armen» an.²⁹ Sozial engagiert ist sein Theater darin, dass es keine Klassenschranken akzeptiert. Seine Bühne soll für alle da sein, besonders aber für jene, die noch nie ein Theater betreten haben. Auf Damen im Pelzmantel und Herren im Frack, auf Häppchen und Champagner kann er verzichten. Diese Tendenz wird in den letzten Jahren seines Lebens stärker. Immer wieder spricht Lorca von Kunst, die einen Auftrag habe.

Ebenso gewiss ist, dass «Federico», wie ihn alle nennen, seine eigene Partei ist: kindlich, charmant, volkstümlich, von übersprudelnder Fröhlichkeit in einem Moment und von rätselhafter Schwermut im nächsten, vor allem aber von rastloser Kreativität, «das Genie eines Magneten, der alles an sich reißt», wie sein Freund Jorge Guillén über ihn schreibt, «ein Geschöpf der Schöpfung, eingetaucht in die Schöpfung, ein Kreuzpunkt der Schöpfung, teilhaftig der tiefen schöpferischen Strömungen».³⁰

Lorca reißt alle mit, die mit ihm in Berührung kommen. Er kennt den chilenischen Dichter Pablo Neruda, den jungen Filmemacher Luis Buñuel, er reist nach Buenos Aires (wo er als Dramatiker Triumphe feiert) und New York (wo er sich vom Kampf der Schwarzen um Gleichberechtigung inspirieren lässt), und in seiner Frühzeit verbindet ihn ein langes, kompliziertes Liebesverhältnis mit einem jungen katalanischen Maler namens Salvador Dalí, der schon für seinen Egoismus berüchtigt ist, lange

bevor er mit rollenden Augen und gewachstem Zwirbelschnurrbart zum exzentrischen Weltsymbol des Surrealismus aufsteigt. Dalí wird abfällig über Lorca sprechen, sobald die Zeiten danach verlangen, aber noch ist es nicht so weit. Noch lebt Lorca.

Einer von Lorcas Freunden ist der Torero Ignacio Sánchez Mejías, auf dessen Tod durch eine Hornverletzung er eine berühmte Elegie schreibt. Vom Tod spricht Federico viel, er beschwört ihn, weil er ihn fürchtet. Er erkennt nur die Zeichen nicht.

Die Todesgefahr nähert sich im Sommer 1936 in Madrid. Die Streiks, Unruhen und politischen Morde entfachen im Land eine gespannte Gewaltstimmung, überall spricht man vom Militärputsch. Nur die Regierung behält rätselhafterweise die Ruhe und tut nichts.

Bei einem Abendessen am 11. Juli 1936 in Nerudas kleiner Wohnung, fünfter Stock, nahe der Universitätsstadt, geht es hitzig zu. Die Freunde diskutieren erregt die neuesten Nachrichten. Eine bewaffnete Gruppe der Falange hat in Valencia einen Radiosender besetzt, den Moderator gefesselt und die faschistische Revolution ausgerufen. Die Falange mit ihrem charismatischen Führer José Antonio Primo de Rivera ist bisher nur eine Splitterpartei, aber sie ahmt den Faschismus Mussolinis nach, begeht Gewalttaten und macht viel Lärm. Noch am selben Abend zieht eine Demonstration von 2000 Menschen durch die Straßen, um gegen die Attacke zu protestieren. Ein Büro der politischen Rechten wird in Brand gesteckt.³¹ Die Polizei ist hilflos. Lorca beschließt, Madrid zu verlassen und sich im Haus seiner Eltern in Granada in Sicherheit zu bringen. Verschiedene Freunde raten ihm davon ab, darunter Luis Buñuel. «Schreckliche Dinge werden geschehen», warnt er Lorca. «Bleib hier! In Madrid bist du viel sicherer.»

Zu diesem Zeitpunkt sind die beiden politischen Morde, die die Atmosphäre weiter aufheizen, noch gar nicht geschehen, aber es spielt auch keine Rolle mehr. Die Putschpläne der Generäle laufen ja längst, und der Tag zum Losschlagen rückt näher. Als dann in Lorcas Kreis Einzelheiten über die Ermordung des Führers der monarchischen Rechten José Calvo Sotelo bekannt werden, der zuvor im Parlament so provozierend gesprochen hat, steigt die Temperatur noch ein paar Grad an. Mitglieder einer Polizeitruppe, deren Anführer für den Aufstand in Asturien 1934 im Gefängnis gesessen hat, aber wieder auf freien Fuß gesetzt wurde,

haben den Parlamentarier in der Nacht vom 12. auf den 13. Juli auf eigene Faust in seiner Wohnung abgeholt und im Auto mit zwei Nackenschüssen getötet. Später sagen viele auf der Rechten, der Mord an Calvo Sotelo habe den Funken ins Pulverfass springen lassen.³²

«Diese Felder werden mit Leichen übersät sein!», ruft Lorca gegenüber einem Freund aus. «Die Sache ist entschieden. Ich fahre nach Granada. Und dann geschehe, was Gott will.»³³

Orihuela und Madrid, 13. Juli 1936

Miguel Hernández macht sich bereit

Orihuela, eine Stadt in der Provinz Alicante, hat die üppige Vegetation des Mittelmeers und gutes Weideland. Wohlhabende Menschen nutzen die Gelegenheit, lange Sommer in ihren Häusern an der herrlichen Küste zu verbringen. Zu diesen wohlhabenden Menschen gehört der Vater von Miguel Hernández nicht. Seine kleine Ziegenwirtschaft wirft gerade so viel ab, dass die Familie mit vier Kindern davon leben kann. Miguel, der Dritte, geboren 1910, wird vom örtlichen Geistlichen gefördert, denn er liest und schreibt mit Leichtigkeit.

Doch es geht nicht weiter mit der Bildung, mit fünfzehn muss Miguel die Schule verlassen und Ziegen hüten. Oft nimmt er ein Buch mit auf die Weide, und wenn er sich unbeobachtet glaubt, schreibt er sogar Verse. Fast alles, was Miguel Hernández lernt, bringt er sich selbst bei, und fast alles, was er schreibt, beruht auf seinen Lesefrüchten, seinem Sinn für Sprachklang und einer ganz und gar ungewöhnlichen Phantasie. Den «Hirtendichter» hat man ihn genannt. «Dichterhirte» geht auch.

Aber es zieht ihn in die Stadt, in die poetischen Zirkel und die Nähe anderer Dichter, besonders den hochbegabten Federico García Lorca, den er mit Anfang zwanzig in Murcia kennenlernt. Lorca lobt Miguels frühe Gedichte. Dieser verfällt dem Charme des Älteren, schon Berühmten und sieht sich dann Jahr um Jahr enttäuscht, weil er für Lorca viel unwichtiger ist als Lorca für ihn. Es hat sogar den Anschein, Lorca meide ihn. Eine Freundschaft wird es also nicht.

In Madrid aber würdigen ihn viele, auch der arrivierte Juan Ramón

Jiménez und der junge chilenische Dichter Pablo Neruda: Hernández gilt als neue Hoffnung der spanischen Lyrik. Mitte der Dreißigerjahre ist er in Madrid und arbeitet bei den «Pädagogischen Missionen» mit, einem Bildungsprogramm der Republik für die Landbevölkerung, außerdem ist er Redakteur von José María de Cossío, der an seiner gigantischen, vielbändigen Kulturgeschichte des Stierkampfs *Los Toros* sitzt. Kein Traumberuf für den jungen Dichter, eher ein bisschen öde; aber es reicht, um das Zimmer in Madrid zu bezahlen.

Ein skandalöser Vorfall weckt in ihm zum ersten Mal so etwas wie Klassenhass. Anfang 1936, bei einem Spaziergang vor den Toren der Hauptstadt, trifft die Guardia Civil ihn ohne Ausweispapiere an. Hernández ist nicht allein, die Malerin Maruja Mallo ist bei ihm, mit der er ein Verhältnis hat, obwohl zu Hause in Orihuela seine Verlobte Josefina Manresa auf ihn wartet. Hernández ist etwas formlos gekleidet, sodass die Zivilgardisten ihn für einen Landstreicher halten. Sie bedrängen ihn, er antwortet scharf, sie nennen ihn «Dieb» und *hijo de puta*. Sie schlagen ihn ins Gesicht und nehmen ihm die Hausschlüssel ab, mit denen sie ihm später noch eins überziehen, der Mann will einfach nicht gestehen, dass er ein Dieb und *hijo de puta* ist. Dann nehmen sie ihn mit auf die Wache.³⁴

Dort darf Hernández einen Freund anrufen, Pablo Neruda, nicht nur Dichter, sondern auch Konsul in der chilenischen Botschaft, und kurz darauf setzt die Guardia Civil ihn frei und schreibt nicht einmal ein Protokoll. Aber die Gewalterfahrung hat einen tiefen Eindruck bei ihm hinterlassen. Der Obrigkeitsstaat, Anfang 1936 in Händen rechtskonservativer Kräfte, hat den jungen Mann auf eine Weise gedemütigt, die er nicht erträgt. Dieser Staat hat ihn seiner Rechte beraubt.

Neun Tage später druckt die Zeitung *El Socialista* ein Manifest seiner Dichterfreunde, darunter Juan Ramón Jiménez, Ramón J. Sender und Federico García Lorca. Die Misshandlung des Poeten Miguel Hernández wird darin minuziös beschrieben. Die Guardia Civil, heißt es im Manifest, unterscheide systematisch zwischen Herrensöhnchen und Menschen aus dem Volk. Aus dem Fall Miguel Hernández wird ein sozialer Protest, der auf das Ganze zielt. Seit jenem Tag, schreibt der Dichter später in einem Brief, «hasse ich die gesamte Guardia Civil».

nem kommunistischen Dichterfreund Rafael Alberti und sagt ihm, er wolle in die Kommunistische Partei eintreten. Es reicht ihm, er will teilhaben an der gesellschaftlichen Veränderung, die jetzt ansteht. Wenige Wochen darauf finden die Parlamentswahlen statt, die der Volksfront die Mehrheit bringen. Jetzt wäre Gelegenheit für umfassende Reformen und die Modernisierung des Landes. Doch die konservativen und reaktionären Kräfte des Landes sind in Alarmbereitschaft. Als der Vater seiner Verlobten, ein Angehöriger der Guardia Civil, von Orihuela nach Elda versetzt wird, schwant Miguel Hernández nichts Gutes. Besser, der Vater seiner Verlobten wäre in seinem Heimatdorf.

Am 13. Juli 1936, als die Nation die politischen Morde diskutiert, die soeben geschehen sind, hat Miguel Hernández seinen großen Auftritt: Erstmals liest er im Radio seine Gedichte vor. Man kann ihn überall hören, in Madrid, Barcelona, Orihuela und Elda. Mit seiner Darbietung ist er unzufrieden, er ist nervös, er schwitzt, und der Moderator pustet ihm während des Rezitierens Zigarrenrauch ins Gesicht, sodass er immer wieder husten muss. Aber es ist ein Anfang.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de